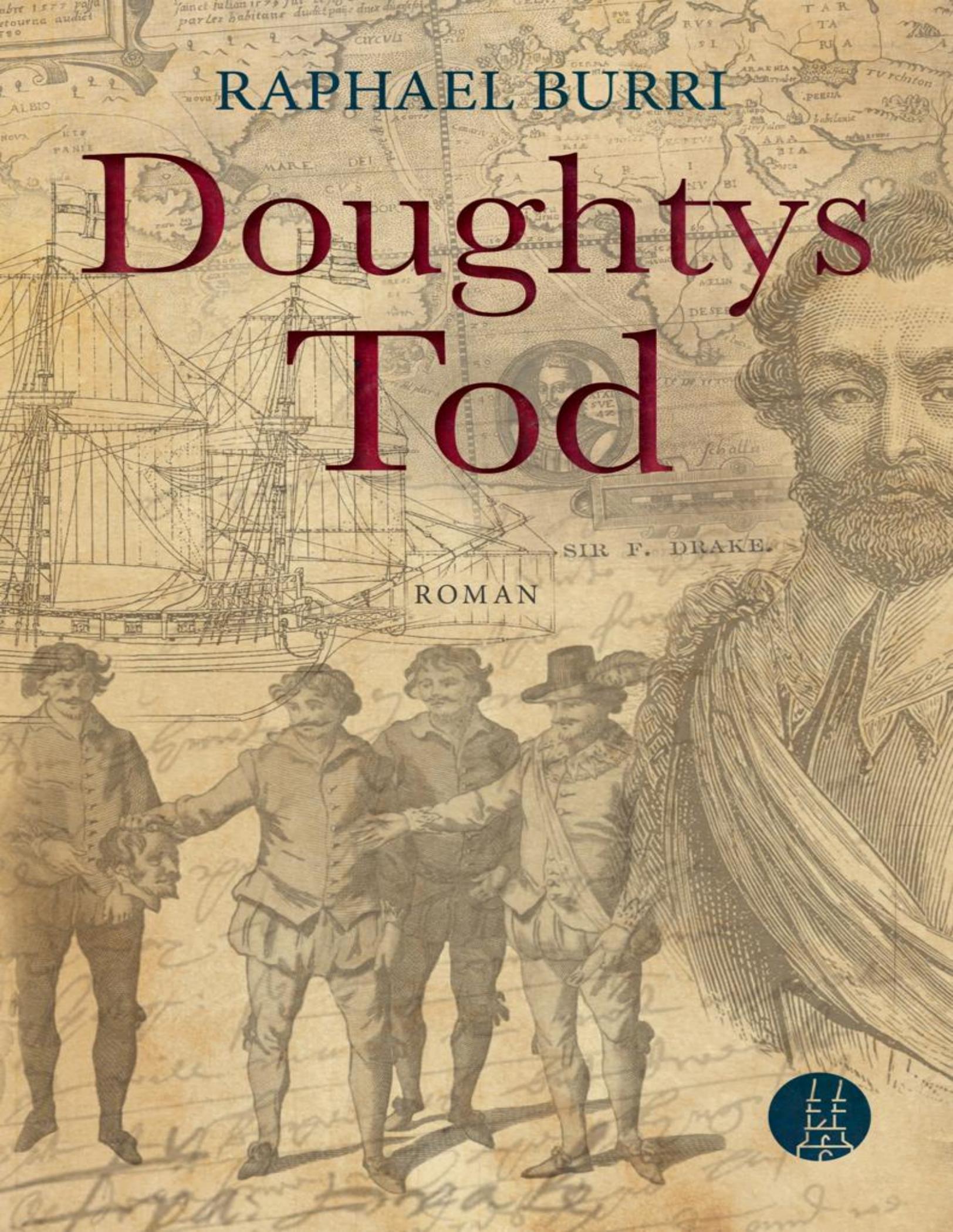


RAPHAEL BURRI

Doughtys Tod

ROMAN

SIR F. DRAKE.



Raphael Burri
Doughtys Tod

Roman

 **münster**verlag

Inhaltsverzeichnis

Impressum

Prolog

I. Teil

II. Teil

III. Teil

IV. Teil

V. Teil

VI. Teil

VII. Teil

Epilog

Anhang

Die Doughty-Affäre

Nachwort

Dank

Personen

Glossar

Anmerkungen

Die Quellen

Impressum

1. Auflage September 2022
© Münster Verlag, Zürich und Raphael Burri
Verlag: Münster Verlag, CH-Zürich und D-Singen

Lektorat: Sibylle Liedtke
Coverdesign und Satz: Cedric Gruber

Klappentext: P.B.W. Klemann, Sibylle Liedtke
Druck und Einband: CPI Buch bücher.de GmbH
Printed in Germany

ISBN: 978-3-907301-42-5
eISBN: 978-3-907301-43-2

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buchs darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden.

Verlagsanschrift:

Münster Verlag Deutschland
Werner-von-Siemens-Straße 22, D-78224 Singen
Tel: +497731-8380, muenster@unterwegs.de
www.muensterverlag.ch

Der Verlag dankt für die Unterstützung:
Kanton und Stadt Schaffhausen Kulturförderung
www.kulturraum.sh

IN MEMORIAM

MACHO
2002 - 2020



1. Plymouth: Start (13.12.1577) und Ziel (26.9.1580)
2. Die Insel Mogador. Der Matrose Fry wird von Eingeborenen entführt. (27.12.1577)
3. Kapverden. Doughty mit Wynter auf Mayo (28.1.1578), Kaperung der *Santa Maria* (31.1.1578).
4. Port St. Julian. Prozess und Hinrichtung Doughtys (2.7.1578).
5. Südpazifik: Untergang der *Marigold* (30.9.1578).
6. Bucht von Coquimbo: Richard Minivy fällt im Kampf gegen Spanier (19.12.1578).
7. Vor der Küste Equadors : Kaperung der *Nuestra Señora de la Concepción* (1.3.1579).
8. Bandasee: Die *Golden Hinde* gerät auf Grund (9.1.1580).

„O time most accurst!
'Mongst all foes that a friend should be the worst!“

„O schlimme Zeit! So tief kann nichts verwunden,
Als wird im Freund der schlimmste Feind gefunden!“

William Shakespeare (1564 - 1616),
Aus: Zwei Herren aus Verona

Prolog

*Mittwoch, 2. Juli 1578
Port St. Julian
Patagonien*

„Lebt wohl, ihr alle!“

Thomas Doughty stand auf dem hastig aus ein paar Planken zusammengezimmerten Schafott und liess seinen Blick über die hundertsechzig Mann der Expedition gleiten. Er musste seine Stimme erheben, um das Gekreische der Seevögel, das verhaltene Rauschen der Wellen am Strand, das Flappen der Zeltbahnen und vor allem den Wind zu übertönen.

„Gott weiss, dass ich keinem von euch etwas Schlechtes wollte!“

Gott wusste aber auch, dass er beileibe nicht alle in sein Herz geschlossen hatte. Dazu hatte er auch keinen Grund. Sarocold, der ihn erniedrigt und gepiesackt hatte; Brewer und Bright, die ihn beschimpft und verhöhnt hatten, Drake, der ihn gedemütigt hatte. Drake, der seinen Tod wollte. Drake...

Doughty durchlief ein leichtes Zittern, und er hoffte, dass die Männer es nicht bemerkten und fälschlicherweise für Furcht hielten. Er fürchtete sich nicht. Nicht mehr. Aber er fror. Es war bereits Juli, doch hier unten war es so kalt wie in Plymouth im tiefsten Winter. Und der Wind tat ein Übriges. Dieser ewige Westwind...

Ablandig, die ganze Zeit, als ob es kein Morgen gäbe. Gab es auch nicht. Nicht für Thomas Doughty. Nie hätte er sich träumen lassen, so sein Ende zu finden. Fröstelnd mitten im Sommer. Am Podex mundi, weiss Gott! Dabei hatte doch alles so gut angefangen, seine Einlage von eintausend Pfund schien eine lohnende Investition in dieses

Unternehmen gewesen zu sein. Danach hätte er sich mit seinem Gewinn als wohlhabender Landedelmann schon in jungen Jahren zur Ruhe setzen können, hätte nie mehr als Soldat durch irische Marschen stolpern oder sich von Sir Christopher irgendwelche Briefe diktieren lassen müssen. Er hätte endlich Zeit gehabt für die schönen Dinge: Musik, Theater vielleicht, die Liebe... Das viele Geld hätte vielleicht auch eine politische Karriere befördert, Macht und Einfluss wären ihm sicher gewesen. Stattdessen stand er nun da, mit zweiunddreissig Jahren in seinem besten Mannesalter, und nahm Abschied von der Welt. Kurz sah er auf die Bucht hinaus und auf die vier Schiffe, die noch übrig waren. Die *Pelican*, die *Elizabeth* und die *Marigold* lagen nebeneinander und hingen mit dem Bug im Wind an ihren Ankertrossen. Etwas abseits wartete das Wrack der *Mary* darauf, an Land gesetzt und zu Brennholz zerlegt zu werden. Nur drei von ursprünglich fünf Schiffen würden durch die Magellan-Strasse in den Pazifik segeln. Wenn der Wind noch ein paar Strich mehr auf Nord drehte, hätten sie ideales Segelwetter. Raumer Wind und die Küste in Luv. Aber Drake hatte beschlossen, hier zu überwintern.

Doughtys Blick suchte den von Drake und fand ihn. Er versuchte darin etwas zu lesen, Hass, Befriedigung, Bedauern vielleicht, aber da war nichts. Drakes Miene blieb ausdruckslos, beinahe leer. Das Einzige, das Doughty erkennen konnte, war Geduld. Mühsam erzwungene und kaum beherrschte Geduld. Der Wind trieb ihm Tränen in die Augen, und Drakes gedrungene Gestalt verschwamm. Er fragte sich, ob er diesen Bauern wirklich je gemocht hatte. Er hatte ihn bewundert, ja. Er war von ihm fasziniert gewesen, sogar jetzt noch. Aber gemocht? Jedenfalls nicht so, wie er andere Männer gemocht hatte. Bevor er aufs Schafott gestiegen war, hatten sie sich umarmt. Die Intimität dieser letzten Berührung hatte ihn erschüttert, und nun kam er zu einer letzten Erkenntnis: Ganz egal, ob er Drake je geliebt oder auch nur gemocht hatte, nach seiner

Mutter, die ihn geboren hatte, war Francis Drake der wichtigste Mensch in seinem Leben. Allein schon, weil er jetzt seinen Tod veranlasste. Doughty starrte auf den roten Fleck. Er blinzelte und der Fleck wurde wieder zu Drakes Bart. Dunklere Haarlocken zitterten im Wind, doch der grünäugige Blick blieb unverwandt und starr.

Dann ein kaum merkliches Nicken. Doughty straffte sich.

„Lebt wohl!“, rief er noch einmal, und vielleicht war den Männern nicht klar, ob er sie alle damit gemeint hatte oder nur ihren Anführer; er wusste es selbst nicht. Auf ein weiteres Nicken Drakes setzten die drei Trommler mit ihrem tristen Doppelschlag-Rhythmus ein. Doughty kniete sich nieder, faltete die Hände auf dem Richtblock, den jemand sich die Mühe gemacht hatte an Land zu bringen, und hob den Blick zum weiten Himmel.

„Herr, beschütze Elisabeth, unsere Majestät die Königin“, betete er, „und segne und beschütze England. In Deine Hände gebe ich meine Seele. – Amen.“

Dann legte er seinen Kopf auf den Richtblock.

Er war bereit.

Aus dem Augenwinkel sah er die Bewegung.

Er hatte sich irgendwann in den vergangenen Stunden gefragt, wer es tun würde. Ed Carberry vielleicht, der als Schiffsprofoss der *Pelican* amtete. Aber eigentlich war die Frage unbedeutend. Irgendeiner würde es tun. Irgendeiner der hundertsechzig Mann, die mit ihm bis hierher gesegelt waren. Irgendeiner würde es tun und sein Leben lang Stillschweigen darüber bewahren. Ein Mann, der nur seine Pflicht tat. Ein Mann, der Befehlen gehorchte. Jedenfalls würde es kaum einer der Gentlemen sein.

Wer immer es war, er tat es

jetzt.

Das Beil fuhr durch Doughtys Nacken. Sein Kopf löste sich vom Rumpf, fiel polternd auf die Planken des Schafotts,

kullerte ins Geröll, blieb liegen.

Und für Thomas Doughty erstarb der Wind augenblicklich.
In alle Ewigkeit.

I. Teil

Walter Raleigh

„Amore et Virtute“

*Oktober 1580
Richmond Palace
London*

Alter vor Schönheit, dachte Staatssekretär Francis Walsingham mit einem Anflug von Selbstironie, als er Lordschatzmeister William Cecil Baron Burleigh den Vortritt liess. Mit achtundvierzig war er auch nicht mehr der Jüngste, und was seine Schönheit betraf, nun, die lag im Auge des Betrachters. Bis zur staatsmännischen Würde eines Burleigh, der ihm in seiner pelzverbrämten Robe und mit dem silberweissen Priesterbart voranschritt, fehlte ihm dann aber doch ein Stück.

Kaum hatten sie das Kabinett betreten, schloss der Gardist von aussen leise die Tür. Walsingham schauderte leicht, stellte verdrossen fest, dass im Kamin kein Feuer brannte und verfluchte im Stillen einmal mehr den Geiz seiner Königin. Elisabeth erwartete sie bereits.

„Francis Drake. Wir müssen über ihn reden, meine Herren“, begrüßte sie ihre beiden engsten Vertrauten und lud sie mit einer Geste ein, sich zu setzen.

„Das müssen wir allerdings, Ma'am“, sagte Lord Burleigh entschlossen und verneigte sich.

Nichts Gutes ahnend, erwies auch Walsingham seiner Königin die Reverenz. Seit Drakes triumphaler Rückkehr waren noch keine drei Wochen vergangen, und nun wirkte Elisabeth, als hätte er es geschafft, in dieser kurzen Zeit bei ihr in Ungnade zu fallen.

Während Burleigh umständlich Platz nahm, fragte Walsingham an niemand Besonderen gewandt: „Weiss man schon, wie hoch der Ertrag seiner Reise ausgefallen ist?“ Er selbst wusste es natürlich, sogar auf den Penny genau. Er stellte die Frage auch nur, um Elisabeth daran zu erinnern, dass sie dem Mann eine gewisse Dankbarkeit schuldete.

„Man spricht von einer Rendite von eins zu siebenundvierzig, nach Abzug aller Kosten“, kam Burleigh der Königin zuvor, nur um zu beweisen, wie gut er informiert war.

„Das ist allerdings exorbitant“, meinte Walsingham und setzte sich ebenfalls. „Bei Eurer Einlage in das Unternehmen von eintausend Pfund bringt Euch das siebenundvierzigtausend Pfund ein, Hoheit.“

Walsingham schielte schnell zu Burleigh hinüber, aber der liess sich nichts anmerken. Hängte wie stets sein Mäntelchen nach dem Wind. Drakes Erfolg aber ging ihm – zumindest politisch betrachtet – mächtig gegen den Strich.

Elisabeth verzog schnippisch den Mund. „Natürlich“, sagte sie. „Streng genommen sind es sogar siebenundfünfzigtausend¹, wenn man Drakes persönliches Geschenk dazurechnet. Zuzüglich erfreut sich auch meine Staatskasse eines nicht unerheblichen Anteils an dem Gold.“

„Spanisches Gold, Ma'am“, gab Burleigh zu bedenken.

„Jetzt ist es mein Gold, Cecil.“

„Drake sei Dank“, warf Walsingham ein. Er konnte es nicht lassen, Burleigh eins auszuwischen, ausserdem hielt er Drake für einen Mann, der seine Unterstützung verdiente. „Und natürlich“, fuhr er fort, „hat die Reise auch ihn zu einem reichen Mann gemacht.“

„Daran ist wohl nichts Verwerfliches“, konstatierte die Königin in einem Anflug von Grosszügigkeit. „Wenn es einer verdient hat, dann er. Stellen Sie sich vor, meine Herren, einmal rund um den Globus! Das hat vor ihm noch keiner geschafft!“

„Und Magellan, Ma'am?“ Burleigh wieder, der alte Miesepeter.

Elisabeth konterte mit einem süffisanten Lächeln: „Der zählt nicht. Erstens hat der es nicht lebend nach Hause geschafft und zweitens war er kein Engländer. Drake aber gebührt die besondere Dankbarkeit seiner Königin.“

Das geht ja leichter als erwartet, dachte Walsingham und beugte sich vor.

„Ihr solltet ihn zum Ritter schlagen, Ma’am“, sagte er und lehnte sich wieder zurück, mit einem Seitenblick auf Burleigh, der sich leicht indigniert einen unsichtbaren Fussel von der Robe wischte.

„Ja“, sagte die Königin und hatte nun die volle Aufmerksamkeit der beiden Männer, denn ihre ganze Koketterie war mit einem Mal wie weggewischt. Bei Walsingham läuteten die Alarmglocken. Und tatsächlich fuhr die Königin nach einer bedeutungsschweren Pause fort: „Allerdings gibt es da ein Problem. Deshalb habe ich Euch rufen lassen, meine Herren.“

Burleigh seufzte: „Spanien, ich weiss.“

Die Königin sah ihn nur fragend an, sodass sich Burleigh genötigt sah, hinzuzufügen: „Was für uns eine...äh... Heldentat, ist für Spanien ein reiner Akt der Piraterie. Philip wird darauf bestehen, dass Drake als Pirat verhaftet und hingerichtet und die Beute zurückerstattet wird.“

Spielverderber, dachte Walsingham beinahe amüsiert. Er hatte von Anfang an mit Burleighs Widerstand gerechnet, aber er wollte noch abwarten, wie die Königin darauf reagierte, bevor er einschritt. Er war überrascht, als er sie kichern hörte.

„Das gefällt mir!“ rief sie aus und klatschte in die Hände. „Drake – mein Pirat. Und was das Gold betrifft, denke ich nicht, dass wir’s zurückgeben sollten, Cecil.“

„Jedenfalls...“, versuchte es Burleigh erneut und tastete sich mit seinen Worten vorsichtig über diplomatisches Glatteis, „wenn wir Drake zum Ritter schlagen...das wird den Spaniern nicht gefallen, Ma’am.“

Doch mit jedem Wort grub sich die Zornesfalte tiefer in Elisabeths Stirn.

„Nun ist’s aber genug!“, fauchte sie. „Mit meinen Untertanen verfare ich immer noch, wie es mir gefällt,

ohne die Spanier um ihre Meinung, geschweige denn um ihre Erlaubnis zu fragen!“

„Selbstverständlich, Ma’am“, nahm Burleigh die Zurechtweisung hin und schaffte es, dabei kein bisschen verlegen auszusehen, was ihm Walsinghams widerwillige Bewunderung eintrug.

„Unsere Politik funktioniert jedenfalls nicht schlecht“, warf der Staatssekretär ein.

Diese Politik bestand im Wesentlichen darin, auf den britischen Inseln den katholischen Kräften entschlossen entgegenzutreten – unter anderem auch durch Walsinghams stetig wachsendes Agentennetz – und im Übrigen auf dem Kontinent die protestantische Sache, seien es die Geusen in den spanisch besetzten Niederlanden, seien es die verfolgten Hugenotten in Frankreich, mehr oder weniger heimlich zu unterstützen.

„Bis jetzt sind wir damit durchgekommen, ja!“, schnaubte Burleigh ungehalten. „Eine offizielle Anerkennung und Würdigung von Drakes Taten aber kommt einer offenen Kriegserklärung so nahe wie es nur geht.“

„Was fürchtet Ihr?“, fragte die Königin ihren Lordschatzmeister.

„Ich fürchte nichts, ich gebe nur zu bedenken. Spanien hat die beste Armee der Welt, Ma’am.“

„Und ich habe die besten Seeleute der Welt, und um zu uns zu gelangen, müssen die Spanier immer noch über das Meer.“

„Gut gesprochen, Ma’am“, mischte sich Walsingham wieder ein. „Da es wohl so oder so zum offenen Krieg mit Spanien kommen wird, kann es nicht schaden, unsere Sea Dogs² ein wenig zu ermuntern.“

„Indem ich Drake zum Ritter schlage?“

„Nun, wenn Ihr es nicht tut, Ma’am, dann werden sich nicht nur er, sondern auch Hawkins, Frobisher, Seymour und

die anderen an Eure Undankbarkeit erinnern, und zwar dann, wenn man diese Männer am dringendsten braucht.“

Elisabeth stiess einen ungeduldigen Seufzer aus. „Und wenn ich es tue, kann der Schuss auch nach hinten losgehen.“

Walsingham war plötzlich beunruhigt.

„Wegen Spanien?“, fragte er.

„Wegen Thomas Doughty“, erwiderte Elisabeth müde.

„Thomas Doughty?“, fragte Burleigh und sah verwundert zu Walsingham. Doch dieser zuckte nur ratlos mit der Schulter.

„Sollten wir ihn kennen?“, fragte er scheinheilig, nur um zu sehen, ob Burleigh darauf eingehen würde. Dieser öffnete auch tatsächlich den Mund, schloss ihn aber wieder, ohne etwas zu sagen.

Erwischt, mein Lieber, dachte Walsingham, du willst also nicht zugeben, Doughty zu kennen. „Moment...“, sagte er und tat, als krame er in seinem Gedächtnis, „das ist doch ein Freund von Drake...“

„War“, unterbrach ihn Elisabeth.

„War?“

„Er ist tot. Drake hat ihn auf seiner Reise hinrichten lassen.“

Eine gedankenvolle Stille trat ein, in die Burleigh ein verhaltenes „Oh!“ fallen liess. Sowohl er als auch Walsingham überlegten fieberhaft, was sich aus dieser Eröffnung für Konsequenzen ergeben mochten und wie sie diese zu ihrem jeweiligen Vorteil nutzen konnten.

Walsingham sprach als erster wieder.

„Weiss man, aus welchem Grund?“

Elisabeth sah ihn an und antwortete: „Einen Grund wird es wohl gegeben haben, aber das ist im Augenblick eher zweitrangig. Wichtiger ist die Frage, ob Drake überhaupt ermächtigt war, Doughty enthaupten zu lassen.“

„Ich verstehe nicht...Wenn er einen Grund hatte, dann...“ Ratlos brach er ab. Doch Burleigh, ganz Wolf im Schafspelz,

war schon einen Schritt weiter.

„Ich nehme an, dieser Thomas Doughty war von vornehmer Geburt, Ma'am?“, fragte er beiläufig. Ein sinisteres Lächeln erschien auf Elisabeths Gesicht.

„Ihr erstaunt mich immer wieder, mein lieber Burleigh. So schnell kommt Ihr selten auf den Punkt.“

„Genau“, sagte Walsingham. „Dieser Thomas Doughty war doch der Privatsekretär von Sir Christopher Hatton, nicht?“

„Richtig“, bestätigte Elisabeth.

Burleigh liess sich die Gelegenheit nicht entgehen: „Und Sir Christopher wiederum ist einer der Hauptinvestoren von Drakes Reise. Er wird wohl nicht sehr erbaut darüber gewesen sein, dass Drake seinem Sekretär den Kopf abschlagen liess.“

Walsingham legte ihm eine Hand auf den Arm und sagte liebenswürdig: „Der Profit wird ihn milde gestimmt haben, Cecil.“

Bevor Burleigh etwas erwidern konnte, sagte die Königin kalt: „Ich kann mir diese Milde nicht leisten, Walsingham. Thomas Doughty war von edler Geburt. Francis Drake ist es nicht.“

Burleigh nickte zustimmend. „Das ist in der Tat alarmierend. Es kann nicht sein, dass einfache Leute über Adlige zu Gericht sitzen und diese auch noch zum Tod verurteilen.“

„Es sei denn, sie haben die Befugnis“, schaltete sich Walsingham wieder ein. Das Ganze würde also auf ein formaljuristisches Hickhack hinauslaufen, ein Gebiet, auf dem er dem Lordschatzmeister nicht gewachsen war. Aber er würde seine und Drakes Haut so teuer wie möglich verkaufen. „Und wie Ihr wisst hatte Drake die Befugnis, Ma'am.“

„Er hatte weitreichende Vollmachten, gewiss. Aber ich muss wissen, ob er sie nicht missbraucht hat.“

„Missbraucht, Ma'am? Wieso hätte er das tun sollen?“
Es war Burleigh, der antwortete.

„Es gibt Leute, die sagen, Drake hätte sich in einer Privatfehde eines missliebigen Widersachers entledigt – dreist und vor aller Augen.“

„Wer sagt das?“, wollte Walsingham wissen.

„Doughtys Bruder.“

„War er dabei?“

„Oh, ja, das war er tatsächlich.“

Eine nachdenkliche Stille schloss sich an, in welcher alle die möglichen Konsequenzen erwogen. Zunächst dachten sie alle drei dasselbe: Wenn Doughtys Bruder durch die Weltgeschichte spazierte und als Augenzeuge überall herumposaunte, Drake habe an Thomas Doughty einen schnöden Mord begangen und dafür seine Vollmachten missbraucht, dann war Drake in argen Schwierigkeiten. Walsingham dachte ohne Punkt weiter: und *dann* hatte auch die Königin ein Problem, und damit ganz England. Burleighs Gedanken umgingen das augenscheinliche Problem, um gleich auf ein anderes zu stossen. Als Einziger im Raum wusste Burleigh um John Doughtys üblen Leumund, und er hatte nicht vor, dieses Wissen frühzeitig mit seiner Königin und dem Staatssekretär zu teilen. Jedenfalls war Burleigh klar, dass die Königin ihr Problem nicht lösen konnte, indem sie Drake aufs Schafott schickte; nicht allein aufgrund von John Doughtys Aussage. Ausserdem war Drake im Volk zurzeit zu beliebt, da kam ein öffentliches Verfahren so ohne Weiteres nicht in Frage. Elisabeth dachte in etwa dasselbe, ohne allerdings John Doughty in ihre Überlegungen einzubeziehen; er war nur ein weiteres Malheur in der ganzen Angelegenheit. Obwohl sie alle drei in unterschiedlichen Richtungen überlegten, kamen sie erstaunlicherweise zum selben Ergebnis. Es war Burleigh, der damit die Stille brach.

„Das bedeutet eine Untersuchung über die Umstände von Doughtys Tod“, sagte er.

„Genau, Lord Burleigh. Ich brauche Klarheit darüber, sonst weiss ich nicht, ob ich Drake zum Ritter schlagen oder

aufhängen soll.“

„Wer soll die Untersuchung leiten, Ma'am?“, erkundigte sich Burleigh und kam mit überraschendem Tempo gleich zum nächsten heiklen Punkt. Walsingham ärgerte sich darüber und argwöhnte, dass Burleigh bereits einen geeigneten Ermittler in petto hatte, der ihm sicherlich das gewünschte Untersuchungsergebnis liefern würde. Das durfte er nicht zulassen. Er erschrak, als die Königin antwortete: „Das überlasse ich ganz Euch.“

Wer war gemeint? Nur Burleigh? Oder sie beide?

Walsinghams Verunsicherung dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, bis er sich klar wurde, dass die Königin kaum sie beide zu dieser Unterredung einbestellt hätte, wenn sie vorhatte, das Feld ausschliesslich Burleigh zu überlassen. Doch bevor er etwas sagen konnte, sprach schon wieder der Lordschatzmeister.

„Es müsste jemand sein, der in dieser Sache weder für Drake noch für Doughty Partei ergreift; jemand mit klarem Blick auch für die politischen Aspekte der Angelegenheit und mit diplomatischem Geschick; aber auch mit dem nötigen Sachverstand in militärischen und seemännischen Belangen sowie aus eigener Erfahrung vertraut mit der Situation als Kommandant in feindlichen Gewässern. Da er zahlreiche Leute, darunter Drake selbst, einer Befragung wird unterziehen müssen, sollte er über eine gewisse natürliche Autorität verfügen. Zumindest sollte er Drake ebenbürtig sein.“

„Solche Leute wachsen nicht eben an Bäumen, wollt Ihr wohl sagen“, brachte es Elisabeth auf den Punkt.

Und diesmal war Walsingham zur Stelle.

„Ich wüsste jemanden, der in Frage käme, Ma'am“, sagte er. „Mehr noch, er wäre geradezu ideal. Er ist zwar noch recht jung, so um die dreissig, von adliger wenn auch unbegüterter Herkunft, war aber schon mit siebzehn als englischer Agent und Söldner in Frankreich, wo er für die Hugenotten kämpfte. Er hat auch seemännische Erfahrung,

war vor zwei Jahren in Westindien. Zurzeit kommandiert er eine Kompanie unter Lord Deputy Grey in Irland, ist also sozusagen ein Waffenbruder von Drake, der ja auch in Irland gedient hat. Er ist gebildet, ehrgeizig, klug und ein Mann von grossem Charme.“

Während sich Burleighs Miene immer mehr verfinsterte, leuchtete das der Königin geradezu auf, als hätte sie auf diese Intervention Walsinghams nur gewartet. Sie lächelte ihren Staatssekretär an und fragte: „Und wie heisst dieser von Gott derart gesegnete Wunderknabe?“

*Samstag, 19. November 1580
Barn Elms*

Walter Raleigh zog sich den Hut tiefer ins Gesicht und achtete sorgsam darauf, dass sein gestärkter Kragen ganz vom Mantel bedeckt war, damit er nicht nass wurde. Hinter sich hörte er die Ruderrollen knarren, ringsumher plätscherte ein aufdringlicher Regen ins Flusswasser und übertönte das schwere Atmen der beiden Männer an den Riemen, die das Mietboot gemächlich themseaufwärts trieben. Ein verhaltenes Husten des Bootssteuers, der ansonsten wie die meisten Flussschiffer ein schweigsamer Mann war. Am Morgen noch hatte sich Raleigh auf eine Bootsfahrt im Herbstnebel gefreut, doch gegen Mittag hatte es zu nieseln begonnen und vor zwei Stunden hatte es sich so richtig eingeregnet, was das Ganze nun zu einer äusserst unerquicklichen Angelegenheit machte.

„Barn Elms, backbord voraus, Sir“, liess sich der Bootsteurer vernehmen. Raleigh sah hoch und konnte durch die Regenschleier und das kahle Geäst der Bäume, die das Flussufer zu seiner Linken säumten, schemenhaft ein stattliches Anwesen erkennen. Auf einer weiten Rasenfläche erhob sich im Zwielflicht ein grosser zweistöckiger Ziegelbau von fast perfekter Symmetrie. Rechts und links traten am Haupttrakt zwei erkerartige Vorbauten mit drei Seiten eines Achtecks aus der Fassade; diese Ausluchten erhoben sich wie Wehrtürme in einer Festungsmauer bis zu einer weissen Balustrade, über der sich ein Walmdach mit mehreren Kaminen erhob. Der trutzige Charakter des Hauses wurde etwas gemildert durch eine Reihe aus neun hohen Fenstern, die sich auf jedem Stockwerk über Ausluchten und die Fassade dazwischen zog. Ein harmonischer Bau, in dem sich wehrhafter Stolz mit Leichtigkeit verband.³

Hier also wohnte einer der mächtigsten Männer Englands, wenn nicht vielleicht der mächtigste, mit nichts über sich als Gott und der Königin. Raleigh empfand leises Unwohlsein. Nicht dass er sich fürchtete, er war ein treuer Untertan der Krone wie nur sonst wer und hatte in Irland seine Pflicht erfüllt, die beileibe nicht nur angenehm gewesen war. Aber so plötzlich ins Blickfeld der allerobersten Kreise und in den Dunstkreis des Hofes zu geraten, fühlte sich merkwürdig an. Seit ein berittener Bote in sein Feldlager in Smerwick geprescht war und ihm den Brief mit der Aufforderung, sich umgehend nach London zu begeben, in die Hand gedrückt hatte, war kaum eine Woche vergangen. Froh, von Grey, Mackworth und den Scheusslichkeiten in Smerwick wegzukommen, war er der Aufforderung nur zu gerne gefolgt. Da in dem Brief aber keinerlei erhellende Begründung gestanden hatte, tat sich allerdings die Frage auf: Was wollten die am Hofe bloss von ihm?

Das Boot näherte sich nun dem Flussufer, und Raleigh bemerkte, wie vom Haus her eine Gestalt über den Rasen durch die Regenschleier hastete, auf die Stelle zu, an der ihr Boot gleich anlegen würde. Man hatte ihn also bereits bemerkt. Raleigh strich sich über den sorgfältig gestutzten, modischen Bart und zwirbelte die Spitzen seines Schnurrbarts zurecht. Die Gestalt, ein Diener in Livree, erreichte das Ufer noch vor dem Boot, das mit dem letzten Riemen Schlag sanft heranglitt. Raleigh erhob sich, bezahlte den Bootsführer und liess sich von dem Diener an Land helfen, der ihm auch gleich über die Wiese und ins Haus voranging. Kaum war Raleigh durch die Tür und in der Halle, trat auch schon ein weiterer Diener heran, nahm ihm Hut und Mantel ab und verschwand mit dem klitschnassen Zeug irgendwohin, wo es vermutlich warm und trocken war.

„Bitte hier entlang, Sir.“

Raleigh folgte seinem Führer die Treppe hoch in den oberen Stock, wo der Bedienstete sachte an eine Tür klopfte.

„Ja, bitte?“, ertönte es von drinnen, worauf der Page antwortete: „Captain Raleigh ist hier, Sir.“

Nur mit halbem Ohr registrierte Raleigh, dass ihn der Diener mit seinem militärischen Rang angekündigt hatte.

„Soll reinkommen!“

Der Page liess Raleigh eintreten und schloss die Tür hinter ihm. Ein Arbeitszimmer, konstatierte Raleigh. Volle Bücherschränke an den Wänden, überall Akten und Papiere, lose und in Stapeln, ein Ort, an dem gelesen und geschrieben wurde. Spätes Novemberlicht fiel durch ein Bleiglasfenster und kämpfte vergebens gegen den Schein eines halben Dutzends Kerzen und des munteren Feuers im Kamin, vor dem zwei gepolsterte Stühle standen.

„Walter Raleigh!“, ertönte es von einem grossen überfüllten Schreibtisch her.

Raleigh stand immer noch bei der Tür, verbeugte sich und erwiderte ehrerbietig: „Sir Francis.“

„Immer herein in die gute Stube. Kommen Sie, setzen Sie sich ans Feuer. Ein Glas Wein?“

„Gern.“

Francis Walsingham erhob sich, schenkte aus einer Karaffe zwei Gläser Wein ein, kam damit um den Schreibtisch herum und reichte Raleigh eines davon.

„Danke ergebenst, Mylord“, sagte Raleigh und setzte sich.

Die Fältchen um Walsinghams Augen verdichteten sich zu einem Schmunzeln, während er sich auf den zweiten Stuhl niederliess. „Nicht so förmlich, Raleigh. Zum Wohl.“

Sie hoben ihre Gläser und tranken einen Schluck. Dann wurde der Staatssekretär ernst.

„Wie stehen die Dinge in Irland?“, erkundigte er sich.

Raleighs Blick verlor sich kurz in den züngelnden Flammen des Kamins. „Smerwick war die Hölle, Sir“, sagte er leise.

„Sie haben getan, was Sie tun mussten.“

„Es war ein Massaker.“

„Dass es Ihnen keinen Spass gemacht hat, spricht für Sie, Raleigh.“

Raleigh wusste darauf nichts zu sagen. Er war froh, dass Walsingham zur Sache kam, als er fortfuhr: „Umso mehr wird es Sie vielleicht freuen, dass ich Sie für einige Zeit von Ihrem Dienst in Irland entbinde.“

Raleigh sah mit einem Ruck vom Feuer auf und Walsingham direkt ins Gesicht.

„Ich soll hierher nach England zurück, Mylord?“

„Nur vorübergehend.“

„Um was zu tun?“

Walsingham stellte sein Glas ab und wurde auf einmal sehr geschäftsmässig. „Sie sollen eine Untersuchung führen“, sagte er und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Kennen Sie Francis Drake?“

Raleigh zuckte die Schultern. „Ich bin ihm persönlich nie begegnet, falls Ihr das meint. Aber ich habe natürlich von ihm gehört. Seit seiner Weltumsegelung ist er ein Volksheld. War vorher mehrmals in Westindien und auch in Irland. Mehr weiss ich eigentlich nicht“, fasste er seinen Kenntnisstand zusammen.

Doch Walsingham schien durchaus zufrieden.

„Gut“, sagte er, zögerte kurz und fuhr dann fort: „Auf seiner Weltumsegelung kam es zu einem...nun ja... bedauerlichen Zwischenfall. Drake liess einen Gentleman namens Thomas Doughty hinrichten, und jetzt weiss die Königin nicht, ob sie ihn für seine Verdienste zum Ritter schlagen oder wegen Überschreitung seiner Befugnisse hängen soll. Ihre eigenen Worte. Tja, und nun ist es der Wunsch ihrer Majestät, dass die näheren Umstände, die zu Doughtys Enthauptung geführt haben, untersucht werden.“

„Von mir?“, fragte Raleigh mit einem überraschten Stirnrunzeln. „Aber ich war nicht dabei.“

„Das macht Sie umso objektiver“, erwiderte Walsingham knapp, erhob sich und ging zu seinem Schreibtisch, wo er nach einer Aktenmappe aus abgewetztem Leder griff. „Hier sind Memoranden und einige andere Dokumente die Angelegenheit betreffend sowie eine Liste mit Namen -

Leute, die Sie befragen können, inklusive Drake. Teilen Sie mir Ihre Wahl der Zeugen so schnell wie möglich mit, es wird dafür gesorgt, dass sie sich zur von Ihnen gewünschten Zeit einfinden.“ Damit reichte er Raleigh die Mappe und bemerkte, dass Raleigh plötzlich blass geworden war.

„Ist Ihnen nicht gut?“

Raleighs Stirn glänzte feucht. In Gedanken schien er ganz woanders.

„Mr. Raleigh?“

„Wie? ...Nein...es ist nur...“ Raleigh grinste schief.

„Enthauptet, sagtet Ihr...Ich habe mich nur gefragt, wie es sich wohl anfühlt, wenn...“

„Wenn die Axt in den Nacken fährt und sich der eigene Kopf vom Rumpf löst?“, vollendete Walsingham den Satz.

Wieder zuckte Raleigh mit den Achseln. „Ja. Ich meine, in Smerwick haben wir sechshundert einen Kopf kürzer gemacht – Was dachten diese Männer in dem Augenblick? Was empfanden sie?“

War es die Beklemmung von Schuldgefühlen? War es reine wissenschaftliche Neugier? Raleigh wusste es selbst nicht. Wahrscheinlich eine Mischung aus beidem.

Walsingham schüttelte leicht den Kopf und meinte: „Ich bin mir sicher, dass Sie das nicht erfahren wollen.“ Und aus einer Laune heraus fügte er hinzu: „Ohne Zweifel ist das Beil des Henkers eine scharfe Medizin, aber es heilt so gut wie alle Krankheiten.“

Raleigh nickte und verzog das Gesicht. „Wohl wahr. Dann scheint dieser Doughty ja ein gesunder Mann zu sein. Ein bisschen tot, aber gesund. Womit hat er sich diese...Heilung denn verdient?“

Walsingham ging nicht auf Raleighs Sarkasmus ein.

„Hochverrat. Und Hexerei. So lautete die Anklage“, erklärte er knapp.

Raleigh riss die Augenbrauen hoch. „Hexerei? Drake hat ihn allen Ernstes der Hexerei bezichtigt?“

„Es scheint so. Was allerdings genau dahintersteckt, sollen Sie eben herausfinden.“

Merkwürdig, dachte Raleigh, dieser Doughty musste ja ein bedeutender Mann gewesen sein, wenn die Krone eigens wegen ihm eine Untersuchung gegen den allseits bewunderten Drake anstrebte. Nur hatte er noch nie etwas von Doughty gehört. Oder war Drake etwa in Ungnade gefallen, und jetzt suchte man einen Grund, um ihn abservieren zu können? In diesem Fall aber würde er, Raleigh, als ahnungsloser Handlanger für eine Intrige benutzt werden, eine Intrige in den allerhöchsten Machtgefilden. Und das war gefährlich, sehr gefährlich. Vor allem für Raleigh selbst.

Vorsichtig fragte er: „Ist Doughty denn so wichtig?“

„An sich nicht“, gab sich Walsingham ganz offen. „Aber er war von edler Geburt, während Drakes Vater nur Pastor ist... ein kleiner, unbedeutender Mann aus dem gemeinen Volk. Und wenn es Schule macht, dass Pfarrersöhne Adligen den Kopf abschlagen, dann ist der Anfang vom Ende schon sehr weit fortgeschritten, finden Sie nicht?“

Das war natürlich ein Argument.

„Andererseits hatte Drake vielleicht gute Gründe, Mylord“, gab Raleigh zu bedenken.

„Finden Sie sie. Und finden Sie heraus, ob diese Gründe womöglich so schwer wogen, dass Drake gezwungen war, seine Befugnisse zu überschreiten.“

Interessant, fand Raleigh. Das deutete vielmehr darauf hin, dass Walsingham Drake entlastet sehen wollte. Aber ob nun hier irgendwelche Ränke geschmiedet wurden oder nicht, er hatte jedenfalls vom Staatssekretär und Mitglied des Kronrats einen Auftrag erhalten. Seine Ausführung zu verweigern, wäre eine Majestätsbeleidigung an der Grenze zum Verrat und verbot sich von selbst.

Walsingham war wieder an den Schreibtisch getreten. „Für die Zeit, die Sie dazu benötigen, wird Ihnen ein Haus in Devon nördlich von Plymouth zur Verfügung gestellt.“ Er

klaubte einen Zettel aus den Papierbergen und reichte ihn Raleigh. „Hier ist die Adresse; begeben Sie sich noch in dieser Woche dorthin. Allein.“

„Allein, Mylord?“

„Ja, allein. Ohne Dienerschaft. Sie werden dort gut versorgt sein. William Parker und seine Frau Eleanor kümmern sich um das Haus; sie haben drei kleine Kinder, Edward, George und Jane. Dann sind da noch John Babbage, der Gärtner und seine Frau Annie, die Köchin; ihr Sohn Tom ist der Stallbursche, seine Schwester Molly, das Dienstmädchen. Diese Leute werden sich gut um Sie kümmern.“

Walsingham nahm ein weiteres Schriftstück zur Hand, ein Brief dem Anschein nach, jedenfalls sauber eingeschlagen und mit Siegel versehen.

„Dieses Dokument hier gibt Ihnen alle nötigen Vollmachten, Zeugen vorzuladen und zu befragen, Dokumente einzusehen und so weiter. Wenn Sie darüber hinaus etwas benötigen, schicken Sie mir eine Nachricht. Nicht nach Whitehall, sondern an meine Adresse an der Seething Lane, das ist diskreter. Schicken Sie auch Ihre Berichte dorthin. Noch Fragen?“

„Nein, Mylord.“

Da die Besprechung offenbar zu Ende war, erhob sich Raleigh und nahm die Vollmacht entgegen.

„Nun, dann ist soweit alles gesagt“, meinte Walsingham, reichte ihm die Hand und sah ihm plötzlich sehr eindringlich in die Augen. „Ausser vielleicht... Ich persönlich würde es begrüßen, wenn diese Untersuchung zutage bringt, dass sich Drake nichts Unrühmliches hat zuschulden kommen lassen. Die Zeiten sind gefährlich; England sieht sich einer katholischen Übermacht gegenüber, und es scheint nur eine Frage der Zeit, bis es zum Krieg mit Spanien kommt. Dann brauchen wir Männer wie Drake. Wie Sie eben selbst gesagt haben: Er ist ein Volksheld. Und in Zeiten der Not sollte man

Volkshelden nicht aufs Schafott schicken. In diesem Sinne:
Viel Glück, Raleigh.“

Erst jetzt gab er Raleighs Hand wieder frei.